

Liebe Schwestern und Brüder, liebe Freunde in der Heimat,

grüss Gott im neuen Jahr. Eben machte es „Klack“ und ich sitze hier im Dunkeln und hoffe, dass die Batterie noch ein bisschen reicht. Draussen schüttet es und ich denke an jene Familien, die vor zwei Tagen in der Nacht vom Hochwasser buchstäblich weggeschwemmt wurden. Und ich schreibe Euch im neuen Jahr und möchte vieles erzählen. Zuerst aber gilt Euch mein Dank. Mein Dank, dass Ihr uns täglich unterstützt, dass Ihr für uns betet und Eure Solidarität so oft zeigt. Vergelt's Gott und: Gott sende Euch SEINE Engel und segne Euch auch in diesem Jahr! Ja, wir sind angewiesen auf Eure Unterstützung und wir wissen, dass wir hier mit leeren Händen vor Euch stehen. Und dies ist auch gut so.

Mich beschäftigt das Schriftwort: „ER ist das Leben“. Wir haben vielleicht das Leben und ER *ist* es! Darin liegt für mich eine unermessliche göttliche Verheissung wie der Sonnenaufgang, den ich am Silvestertag in den Bergen des Dukagjin erlebt habe. Ja, wir waren wegen eines heiklen Auftrages in den Bergen. Wir wagten die Fahrt dorthin und es war eher für mich eine Wallfahrt. Anja, Irena, Mirash und ich brachen mit dem Chauffeur um 5.00 in der Früh auf. Wir baten den HERRN um Schutz und ich wusste, dass es nicht einfach sein würde. Der Fahrer war absolut geübt und zuverlässig. Wir fuhren erstmal durch die Nacht, buchstäblich in den anbrechenden Tag. Der zu überquerende Pass war nicht ganz eisfrei, aber dann hielt der Fahrer am Kamm an und wir stiegen aus. Ich konnte nur eines: meinen Blick zum Schöpfer heben. Die Bergwand hinter uns war von der aufgehenden Sonne blutrot durchleuchtet und der anbrechende Tag schenkte uns den Blick auf die andere Seite ins Tal des Dukagjin. Wild und sanft gleichzeitig, Ewigkeit und Endlichkeit auf einem Fleck Erde, das der Hand des Menschen noch nicht zum Opfer gefallen ist. Ich dachte einfach nur: hier ist heiliger Boden und hatte das Bedürfnis, auf die Knie zu fallen und anzubeten. Es war überwältigend.

Der Wind war eisig und wir fuhren bald weiter. Der unbefestigte Strassenrand zeigte immer wieder ein Holzkreuz oder einen Stein, stumme Zeugen eines Absturzes in die Tiefe des Flussbettes. Hier, auf dieser abenteuerlichen Bergstrasse, darf der Mensch nicht übermütig werden. Wir fuhren durch fast menschenleere Dörfer. Alle sind abgewandert, wir schlitterten über Eisplatten und der Fahrer pfiff immer ein Lied, wenn er wieder eine schwierige Strecke hinter sich gebracht hatte. Mirash kennt jede Wasserquelle dort und stoppte den Fahrer, wenn wir an einer solchen vorbei kamen. Sie stiegen an jeder Quelle aus und tranken feierlich und ich dachte unwillkürlich an den Psalmvers: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele Gott nach dir.“ Und ich sah, wie Mirash und Irena auflebten, wie ihre Gesichter zu leuchten anfangen, als sie ihrer Heimat näher kamen.

Sie gehören einfach hierher, dachte ich. Und ich erinnerte mich an die Geschichten, die ich inzwischen kenne und sie fingen an, im Auto weitere Geschichten zu erzählen. Ja, sie sind lebendig geworden, quietschlebendige Kinder, die die Freiheit der Berge lieben, die die Einfachheit selbst sind und die nur von dort runter sind, weil ihnen die sozialen Lebensgrund-

lagen genommen wurden. Dann steigen wir, nach einer Überquerung eines kleinen Bergbaches und einem Schüttel-Holperweg, aus. Irena zeigte irgendwo hin: „Da müssen wir jetzt laufen“. Und wir liefen und sie tanzten zu ihrem Grundstück, zu ihrem Elternhaus, wo sie aufgewachsen waren. Es war ein Moment, den ich nicht vergesse. Vielleicht war es die Heilige Pforte für Irena in diesem Heiligen Jahr. So kam es mir vor. Und sie war so froh, dies alles uns einmal zeigen zu können. Ihr Cousin, der mit seiner Familie dort oben im Bergdorf geblieben ist, hatte uns ein Festmahl bereitet. Alles wurde uns aufgedeckt, was sie nur an Vorräten hatten: frisch gebackenes Maisbrot, Käse, Eier, Kartoffeln, eingelegte Früchte, Rauchfleisch direkt aus dem Kamin, Lammfleisch, Kalbfleisch, eine Buttersauce, einfach alles.

Sie leben dort wirklich mit Ochs und Esel, mit ihren Herden, ohne Internet und funktionierende Telefonlinie. Hart ist das Leben, aber frei sind sie hier. Im Winter sind sie monatelang eingeschneit und sie sind darauf angewiesen, dass ihr Schöpfer sie bewahrt vor Notfällen. Es fehlen die Menschen, die runter sind an den See oder in die Stadt. Dann erzählten sie uns eine sehr traurige Geschichte, die mich immer noch beschäftigt. Und wir durften eine alte Glocke sehen. Diese haben die Dorfältesten vom Glockenturm geholt, da befürchtet werden muss, dass sie ihnen genommen wird. Bereits in der kommunistischen Zeit hatte sie Irenas Vater im Boden der Küche unter Lebensgefahr versteckt. Aus dem alten Gebälk holte jetzt der Bauer einen Zettel und zeigte ihn uns: Hier stand, dass alle Dorfältesten ihm die Glocke zum Schutze vor Diebstahl übergeben haben. Diese Menschen sind so schlicht gläubig und ich habe tiefste Achtung vor ihnen.

Dann führte uns Irena zu ihrem Haus. Leider ist es so brüchig, dass man darin nicht mehr wohnen kann. Wie gerne würde ich es einfach aufbauen. Durch das Grundstück führt ein klarer Bergbach, Walnuss- und Kastanienbäume wachsen hier und der alte Birnbaum wurde im Herbst von den Braunbären abgeräumt.

Irgendwann ist es Zeit zum Aufbruch. Wir müssen vor Einbruch der Dunkelheit unten sein. Ich segne ihr Haus mit dem mitgebrachten Weihwasser. Sie sind froh darum. „Gott mit Euch da oben“. Mehr vermag ich nicht zu sagen. Am Rückweg halten wir noch bei einer uralten Mühle am Bergbach. Eine Frau mahlt ihren Mais, der Mühlstein mahlt langsam und schreibt eine melancholische Melodie in das Maismehl. Ich spüre nochmal die Geschichte der Menschen vom Dukagjin, samt dem Kanun und ihrem Leiden in der kommunistischen Zeit, dann die Abwanderung und auch das Heimweh. Auf unserer Zeitreise zurück ins vorletzte Jahrhundert fahren wir dann auch noch am Bluturm bei Thethi vorbei. Dort fanden die Geächteten einst eine Zuflucht.

Und nun sind wir wieder unten am See in den illegalen Wohngebieten. Der Kampf ums Überleben ist hier irgendwie härter, gnadenloser, von der Willkür der Mächtigeren abhängig. Das ist oben anders. Da hilft jeder jedem. Hier unten sind so viele in diesem letzten Jahr an ihr Existenzminimum und darunter gekommen. Die Stromschulden lasten wie Bleikugeln an den Menschen. Und da ist auch Syka, unsere Köchin. Sie ist Witwe mit zwei Töchtern. Sie hat es schwer. Seit sechs Monaten hat sie keinen Strom. Rund 14'000 Euro müsste sie laut Stromgesellschaft nachzahlen, einschliesslich Verzugszins. Das kann sie nicht. Sie haben nun nachts

heimlich den Strom vom Nachbarn angeschlossen, die Fensterläden dazu verdunkelt, damit die kontrollierende Polizei ihnen nicht auf die Spur kommt. Es steht Gefängnis auf diesem Vergehen. Jetzt ist sie vor ein paar Tagen nachts aufgewacht, als der ätzende Rauch bereits in den Schleimhäuten gebrannt hat und die Drähte der Elektroinstallationen verschmort waren. Das Zimmer ist schwarz. Sie sind gerade noch rechtzeitig aufgewacht, aber der Schreck sitzt Syka immer noch in den Gliedern und die Angst steht ihr ins Gesicht geschrieben und die Perspektivlosigkeit drückt sie nieder. Es geht vielen so.

Da ist auch Sander. Er hat zwei wunderbare Söhne. Seine Frau ist so klein und zerbrechlich, dass man sie übersehen könnte. Ich halte an, als ich ihn beim Holzhacken sehe. Er hat alte zerschlissene Hauspantoffeln an und ich frage nach der Schuhgröße. Seine Frau schicke ich gleich los ins Kloster, um Schuhe zu holen. Sie fetzt los. Und Sander bittet mich rein. Er sagt verlegen: „Weisst du, das Holz du.. du weisst, du kennst meine Hütte hier. Es regnet rein, wir haben nur graue Backsteine, das Dach ist Blech mit Löchern... und das Brennholz, das habe ich heute Nacht geschlagen, da drüben am See, verstehst Du? Meine Söhne sind noch klein und sie frieren halt.“ Ich verstehe und lege ihm meine Hand auf die Schulter. Ich sage: „Sander, ich verstehe dich gut. Hast Du Strom?“ Er schüttelt den Kopf. „Du weisst, wenn ich den anschliesse und sie kommen bei Nacht, dann bin ich im Gefängnis. Ich muss irgendwie arbeiten, sonst verhungern sie“. Er meint damit seine Frau und seine Kinder. Ich nicke. Und ich sage ihm, dass wir uns um einen Stromkontrakt kümmern, damit er anschliessen kann. Er mag es gar nicht glauben. Seine kleine schmale Frau arbeitet in der Schuhfabrik zu einem Hungerlohn; es reicht nicht mal zum Nötigsten. Und ich weiss, er möchte seinen Garten bepflanzen, dann ein paar Weidetiere. Aber zuerst muss das Haus bewohnbar gemacht werden. Und er hat sehr intelligente Söhne, der Grosse möchte Ingenieur werden, aber: Sander zuckt die Schulter, wie vom Blitz getroffen zuckt er zusammen, als der Junge mir das erzählt. Der Vater hat Tränen in den Augen. Perspektivlosigkeit auch hier. Ich sage: „Sander, gib nicht auf“. Er nickt. Ich schlucke und segne diesen Mann mit dem Kreuzzeichen auf die Stirne.

Nun haben wir seit drei Tagen Hochwasser in vielen albanischen Dörfern. Und ich weiss, dass Sander auch keinen trockenen Fleck mehr hat in seiner Bude. In vielen Dörfern sind schwere Überschwemmungen. Morgen bringen wir Decken und Lebensmittel zu 16 Familien, die völlig abgesoffen sind.

Zurzeit kommen Kranke in Scharen. Heute wurde eine alte Frau sogar mit einem Krankenwagen hierher gekarrt. Sie ist bis auf den Steissknochen durchgefault. In Shkoder schicken sie die Patienten vom Krankenhaus direkt zu uns, weil die Versorgung dort so gut wie zusammengebrochen ist. Die Direktorin von dort kam zu uns und bat um Medikamente usw. Dies mussten wir ablehnen. Ich musste ihr zu verstehen geben, dass diese sowieso wieder an die Patienten teuer verkauft würden. Sie hat diese Kritik angenommen. Auch sie ist im System der Korruption nur wie eine kleine Billardkugel, die beliebig hin und her geschoben wird. Irgendwie hat ihr das ehrliche Gespräch gut getan. Es war, als fühle sie sich einige Minuten auf einer rettenden Insel, wo diese brutalen Gesetze von Machtkalkül und Ineinander ver-

woben sein und Drohung und Abhängigkeit und genauso funktionieren zu müssen, ausser Kraft sind. Ich gab ihr den Segen. Dann ging sie - zurück in das System.

Und so könnten wir jeden Tag die Geschichten vom Leben und Überleben erzählen, vom Kampf ums einfache Dasein dieser Menschen, die ihr Leben mit uns teilen. Ich denke daran, wie viele uns in diesen Tagen ihre Geschenke gebracht haben, einfach um DANKE zu sagen: für eine Behandlung in der Ambulanz, für ein ausgeliehenes Krankbett oder einfach ein Wort. Sie brachten uns Früchte, getrocknete Feigen, Baklava (eine Süßspeise), sie brachten Eier und Walnüsse und Esskastanien und dann noch ein lebendiges Schaf, das jetzt bei Sokol in Miete ist.

Die letzten Tage und Wochen haben mir mehr denn je klar gezeigt, wie sehr die Menschen um ihr Leben kämpfen müssen, wie sehr das Leben hier gefährdet ist, wie das Leben so vieler am Existenzminimum oder schon darunter ist. Und gleichzeitig spüre ich die Kraft in den Menschen, den Willen zum Überleben und zum Leben. Und so gut wir können, werden wir das Leben schützen, mit der Hilfe Gottes. Und wir danken für Euer aller Hilfe.

Und so erbitten und wünschen wir Euch allen ein gutes gesegnetes Jahr 2016, das als Heiliges Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen ist. Möge es dieses durch uns alle werden.

Eure dankbare Sr. Christina

